

Gutzkows Leben.

Ein Kind der erwachenden Großstadt Berlin, doch durch die Herkunft seines Vaters noch mit ländlicher Urkraft und Zähigkeit behaftet, wuchs Karl Ferdinand Gutzkow hervor: Sein Vater stammte von einem Schulmeister in Pommern. Früh verwaist und in Not, war er als Maurer nach Berlin gewandert und dort nach kurzem Herrendienst als Bereiter in den Hofstaat des Prinzen Wilhelm aufgenommen worden. Am 17. März 1811 gebar seine Frau, die Tochter des Berliner Siedemeisters Berg, als jüngsten Sohn den künftigen Journalisten und Schriftsteller. Speisen und Wein von der Tafel des Prinzen erquickten die kranke Wöchnerin, und bitter hielt später der Vater dem »Demagogen«, dem »Literaten« die Verpflichtung vor, die er mit der »Milch aus Prinzenkost« getrunken habe.

Der drückenden Luft der einzigen Stube und der Küche, die seine Eltern mit einem Nachbarn teilten, liebte der Knabe bald zu entschlüpfen und seine schweifenden, fragenden Gedanken an den ersten Eindrücken zu nähren, wie sie grüne Gärten, geheimnisvolle Schuppen, die kettenrasselnden, schnaubenden Pferde im Marstall des Prinzen, schmetternde Trompeten aus den Ulanenställen und die grausigen Leichen in der nahen Anatomie ihm zuführten. Früh mochte die Reife des Knaben gezeitigt werden, wenn rohe Stallknechte und keifende Nachbarinnen ohne Scheu vor dem Kinde in brutaler Nacktheit Leidenschaft und Häßlichkeiten entblößten.

Die »Lust zu fabulieren« überkam den Knaben wohl weniger von der Mutter, einer derben, wenn auch nicht harten Natur, als von seinem Vater, dessen behagliche Erinnerungen an tollkühne Ritte in Feindesland, an fröhliche Beute und das märchenhafte Paris farbige Bilder vor dem Kinde erstehen ließen. Und entfachten die herrischen, sinnenfrohen Berichte die jugendliche Phantasie, — sie zuerst konnten auch das Rechtsgefühl des Knaben reizen. Der kindliche Egoismus, dessen scharfes Auge

für das eigene Recht sich in der weiteren Entwicklung und Erziehung auch für das Recht der anderen zu öffnen pflegt, wurde wohl bald bei ihm zu jener kindlichen Sehnsucht nach Gerechtigkeit, die, gepaart mit phantasievollem Mitleid, in dem kritisch begabten Gutzkow die Unterdrückung geschlagener Völker ahnen, den Keim für das Welthürgertum des Jünglings in sich tragen mochte.

Und wie der in Gutzkow früh und stets lebendige Geist des Widerspruchs jene Eindrücke vielleicht zu einer gegenteiligen Wirkung in sich verarbeitete, so mußten der gottselige, selbstzufriedene Augenaufschlag, die donnernden Bibelworte und schluchzenden Gebete, womit der pietistische »Vetter Wilhelm« in der dumpfen Stube das sündige Ich, noch stärker den ruchlosen Mitmenschen zermalmte, den kritischen Knaben den Glaubensformen, damit der Kirche, bald jeder Religion entfremden.

Von einem Spielkameraden, Karl Minter, wurde der Sohn des Bereiters in den Prunk des Reichtums geführt, an schwellende Teppiche und die Schönheit der Formen gewöhnt, an dem Duft der Liebe berauscht, womit die Eltern des Freundes das kindliche Spiel, die ernsthaften Fragen verstanden, womit sie die eckigen Jungenkörper zu graziöser Sicherheit zu schmeidigen wußten.

Auf den Wegen zwischen den hohen, hellen Räumen des Reichen und der dürftigen Stube der Eltern grübelte der Knabe wohl zum ersten Male über die Möglichkeiten, die aus häßlichen Nutzzwecken, aus der sich bückenden Demut vor den Großen der Erde, aus der beklemmenden Inbrunst des Gebets zu den Höhen der entfesselten Schönheit trugen. Weniger das Gefühl, das in unbewußtem, traumhaftem Wissenstrieb sich vor seinem ersten Schulgang wegen »Unwissenheit« gefürchtet hatte, als der wägende Verstand, der die eigene Kraft jetzt an den Gedächtnisleistungen seiner Kameraden maß¹⁾, drängte den jungen Gutzkow zu dem Ausruf: »Studieren möchte' ich, lernen, lernen!«

Der Besuch des Friedrich-Werderschen Gymnasiums ermöglichte sich für Gutzkow durch den Umzug seiner Eltern, die ihm in einer größeren Wohnung eine eigene Kammer für einsame Arbeit einräumten, ermöglichte sich durch die baldigen,

¹⁾ Auf dieses frühe, berechnende Selbstgefühl läßt eine Stelle rückschließen, die Gutzkow nach seiner Verurteilung im Wallyprozeß verbittert in sein Tagebuch schrieb, später als »Gedanken im Kerker« veröffentlichte: »... mein Geist lechzte nach Freiheit, ich sprengte die Fesseln und werde, da ich einmal knechtisch erzogen bin, ewig hassen, was vornehm ist. Ich konnte stolz mein Haupt erheben; denn alles gelang mir; überall, wo ich auftrat, in der Schule, auf der Akademie, auf der Kanzel, überall gab ich die Entscheidung.«

kargen Einnahmen aus Nachhilfestunden. In der Not, die ihn bei Sonne, Regen und Frost auf den Berliner Straßen hetzte, die seine scheltende Mutter mit dem Öl zu seiner Lampe geizen ließ, ward der Knabe gereift, verhärtet, verschlossen. Sein geistiges Bedürfnis, von der Armut unverstanden, ward gegen seine Eltern herb, gegen die Armut voll Ehrsucht und Trotz.

Noch konnte sich indessen der Kobold im Knaben regen, wenn er pfiffig, eine verbotene »Schnurrpfeiferei«, wie »eine deutsche Eichel«, an der Mütze, neben dem gestrengen Minister von Kamptz zum Gymnasium schlenderte, der an dem aufgeweckten Schulkameraden seines Sohnes lange Jahre hindurch Gefallen fand. Die von seinem Vater eingepflichtete Unterwürfigkeit vor Königlichen Hoheiten und Majestäten, vor Geheimen Räten und Exzellenzen erhob sich spottlustig über die Menschlichkeiten eines Ministers, und die scharfe Erkenntnis der Schwächen seines Gönners mochte die Kritik an des anderen Weltanschauung erleichtern, zum Angriff ermuntern¹⁾.

Mit der Luft, in der zu jener Zeit der Burschenschaften die Jugend atmete, hatte Gutzkow die Kritik am Staat der Gegenwart, die dämmerigen Freiheitsideale in sich aufgesogen. Die enttäuschte Hoffnung auf Preußens Verfassung, auf freie Presse verbitterte zu abwegigen Phantasien, und noch ein Knabe, saß Gutzkow oft in seiner Kammer auf einem Stuhl — den Hals entblößt, in Erwartung des blinkenden Beils, sich in die letzten Minuten Karl Sands hineinlebend, fiebernd in den brünstigen Entzückungen eines Märtyrertums. Später wählten Haupts »Ideale und Irrtümer« seine Leidenschaft auf, begeisterte sich der Primaner in dem Tumult von burschenschaftlichen Zusammenkünften bei einem entflammten Genossen.

Gutzkows Empfänglichkeit, die sich der Literatur jener Tage frühzeitig und schrankenlos hingeeben hatte, fand zunächst die eigene Note nicht. In seinen frühen und späten Werken mischen sich bunt die Farben Goethes und Schillers, stärker noch der Romantiker und eines aufkommenden Realismus. Die Art Jean Pauls, der neben seinen verschwimmenden Wolkenidealen scharfkantige Gestalten aus dem Kleinleben umreißen konnte, unterwarf den jungen Dichter, der sich früh an der Wirklichkeit gestoßen hatte und doch den Ausstrahlungen der Klassiker noch zu nahe stand, um sich mit der getreuen Zeichnung der Natur

¹⁾ Wenn Gutzkow diesen Spaziergängen »eine frühe Anlernung zum Betrachten aller Dinge von zwei Seiten und zur Würdigung der Menschen aus dem Gesetz ihrer eigenen Entwicklung« verdanken will, so hat sich zu dieser philosophisch-historischen Betrachtungsweise erst der alternde, kampfes müde Gutzkow durchgerungen.

zu begnügen¹⁾. Die Jean Paul ähnlichen, wenn auch sanfteren Schwankungen Tiecks zitterten nicht nur in Gutzkow wieder, auch in Laube und Theodor Mundt.

Diese zwiespältigen Einflüsse, die auch eine schöpferische Einseitigkeit hätten zersetzen können, verstärkten sich mit dem Besuch der Universität Berlin. Im dritten Halbjahr, im Sommer 1830 geriet der nach Art der Burschenschaftler kneipende Schwärmer in die Kreise der idealistischen Philosophie Hegels, jener selbstzufriedenen, metaphysischen Würdigung eines ordenhaften Staates. Doch schon am 3. August, als Gutzkow aus Hegels Hand die goldene Medaille für eine gelöste akademische Preisarbeit »De diis fatalibus« empfing, begann sich der Zauber des dialektischen Meisters zu entkräften. Denn im Saale dämpfte sich nur mühsam ein stetes Geraune. Der geschäftige Eduard Gans verstreute Briefe Friedrich von Raumers aus Paris unter seine Kollegen, und Gutzkow hörte »von einem Volke, das einen König entsetzt hatte, von Kanonendonner und Tausenden, die im Kampfe gefallen wären«.

Taub gegen die ihn umschwirrenden Glückwünsche, schlug er das Etui nicht auf, riß sich betäubt von ihm Begegnenden los, lief nach einem Kaffeehaus, und der Politiker Gutzkow begann zu erwachen. Auch für Laube »steckten die Pariser der Welt eine Fackel auf, deren goldner Schein blitzesschnell über den ganzen Himmel schoß, daß sich die Leute die Augen rieben und plötzlich klar sahen«.

»Das Mittelalter mit seinen buntfarbigen Lichtern verlor sich immer mehr in ferne Dämmerung. Selbst die den Franzosen abgewandte altdeutsche Richtung ließ in ihrem Hasse nach. Die weißen Hemdkrägen wurden in die Höhe gerichtet und mit einem schwarzen Halstuche umwunden.« Gutzkow schwelgte nicht mehr in romantischem Schmerze um den grünen Rhein und eine versunkene Kaiserkrone, in tatenlosem Groll um die Bundesakte und das Rätsel ihres dreizehnten Artikels, er lagerte nicht mehr »im Grase bei den Wällen Spandaus« und versteckte die Rotten des Volkes zum Überfall auf »Zwing-Berlin«, auf das blaue Tuch mit rotem Kragen, der preußischen Monarchie Schach zu bieten; er wartete nicht mehr auf den Anmarsch der Burschenschaften aus Jena und Erlangen, auf die Landung rückkehrender Philhellenen in Stralsund und ihren Aufruf der pommerschen (sic!) Landwehr, würde sich nicht mehr den Spöttereien Saint-Marc

¹⁾ »Nebenpersonen, unbedeutende Einzelheiten sollen der Haupt-handlung das Kolorit der Wirklichkeit geben, während ihre Grund-färbung doch idealistisch bleibt.« (K. Frenzel, Büsten und Bilder, Hannover, 1864, S. 174.)

Girardins ausgesetzt haben, seines Schülers in der deutschen Sprache, der, nicht minder heißblütig, doch auf der Wirklichkeit fußte und in den Zeitungen mit brennenden Augen den französischen Geschehnissen in ihrer zur Revolution reißenden Entwicklung gefolgt war.

Die Träume der Zukunft verdichteten sich zu scharf umrissenen Zielen der Gegenwart. Im südlichen Deutschland schien die »demagogische Saat« zu reifen. Der Kreis der Gedanken erweiterte, erneute sich. Aus Englands und Frankreichs Staatsleben fluteten die Strömungen herein.

Die noch lebenden Vertreter des Klassizismus, wie Goethe, Hegel, Schleiermacher, die unverständlich für die Mitwelt die Forderungen des Tages verstanden, traten hinter Männern zurück, »die noch den Mut besaßen, jeder Erscheinung des Lebens ins Auge zu sehen, die in der einbrechenden Aufregung ein Gesetz der Notwendigkeit fanden und in allen Ausschweifungen der Leidenschaft nur die Zufälligkeit der Gärung — die Vertreter der Lebenslust, des freudigen Vertrauens, des Siegesjubels der Jugend...« Schleiermacher wurde Gutzkow zu einem »zerstoßenen Rohre«¹⁾; zu dem unpolitischen Goethe arbeitete sich erst nach Jahren das zunehmende Künstlertum des jungen Politikers empor, und von Hegel, der, übermächtig, in jenem vorwiegend verstandesmäßigen Geschlecht auch andere Jungdeutsche, wie Gustav Kühne, Theodor Mundt, nicht dagegen den unmathematischen, die Philosophie der Mathematik gleichsetzenden Laube in seinen Bann geschlagen hatte, löste sich Gutzkow, wie Mundt, jetzt durch die Kritik an seinem philosophischen System, am »Bestehend-Wirklich-Vernünftigen«. Jedoch sagte Gutzkow Hegels Dialektik nicht ab, deren Zweischneidigkeit indessen erst von dem Radikalismus eines Ruge, Feuerbach bewußt zu einer Waffe fortgebildet wurde.

Wenn Gutzkow beim Anblick eines Geistlichen oder Offiziers, eines Ordensbandes im Knopfloch sich im Bruch mit seiner Umgebung fühlte, überall »freiwillige Knechtschaft, Entäußerung besserer Erkenntnis« witterte, so mußten sich in einer solchen geistigen Stimmung die »spekulativen« und »ästhetischen« Ein-

¹⁾ Ich bedauere, mich noch nicht zu den geschichtlichen Würdigungen Franz Mehrings und seiner überraschenden Kenntnis des Demokraten Gutzkow durchgerungen zu haben, um folgende Sätze belegen und mit seiner Sprachgewalt nachformen zu können: »Von den beiden Sternen der Berliner Universität leuchtete ihm Schleiermacher auf den Weg seines Lebens, nicht aber Hegel. Bei aller Schärfe seiner Kritik blieb ihm der theologische Dusel, dies hartnäckigste aller Geistesgifte, im Blute stecken.«

flüsse, die Einflüsse Hegels und Goethes, schwächen, der Einfluß des Demokraten Börne überströmen¹⁾). Die Zerrissenheit Jean Pauls fand sich in Börnes Raum und Zeit vergessendem Radikalismus und seiner nüchtern höhnischen Kritik der Gegenwart wieder. Blinden Auges übersprangen sie beide die Zwischenstufen, und Börne glaubte noch ernsthaft an heile Knochen nach dem gleichen Sprung der schwerfälligen Menschheit. Die Hemmungen geschichtlicher Entwicklung, die Gutzkow in zunehmender Reife immer stärker fühlte und aussprach, wurden von seinem jugendlichen, weltstürzlerischen Willen zunächst oft bespöttelt, regten sich indessen unbewußt in seiner Neigung zu Wolfgang Menzel, dem Redakteur des »Literaturblattes« zum Cottaschen »Stuttgarter Morgenblatt«. Menzels burschenschaftlicher, deutschtümelnder Demokratismus knüpfte an die Tatsache des Zerfalls in einzelne Nationen an und vermochte doch in dem jungen Weltbürger Gutzkow für geraume Zeit eine leidenschaftliche Schwärmerei zu entfachen.

Ein Ritter in des Süddeutschen Menzel Geist gegen den spröden Norden, gründete der junge Student, der schon als Primaner »Versuche in Prosa und Poesie« redigiert und in einer handgeschriebenen Nummer durch die Klasse hatte wandern lassen, jetzt mit dürftigen Mitteln sein eigenes Organ: das antikritische »Forum der Journalliteratur«. Die im Januar 1831 erscheinende erste Nummer der Vierteljahresschrift kauften siebzig Neugierige. Nach dem schlechteren Absatz des zweiten Heftes wurde das »Forum« zu einer Wochenschrift, in der sich der junge Gutzkow dank seinem Gönner Kamptz auch auf politischen Fragen schaukeln durfte, bis nach der 13. Nummer die Zensur zum ersten Male dem Journalisten und Politiker Gutzkow den Stachel abbrach. Das seltsame Sprachgemisch aus Jean Pauls Weichheit, Hegels spitzfindiger Begrifflichkeit und Börnes Sarkasmus, woraus für den kritischen Donnerer Menzel dichte Weihrauchwolken emporstiegen, durfte von den wenigen Lesern nicht mehr enträtselt werden, hatte jedoch Menzel bezaubert.

Auf seinen Ruf hin reiste Gutzkow, durch die Cholera-Quarantänen oft gehemmt, im November 1831 nach Stuttgart. Der bald der Theologie, bald der Philosophie beflissene Student hatte sich in den Vorlesungen müde geschrieben, und aus der »Tyrannei« Preußens lockte ihn die »Freiheit« des südlichen Deutschlands, — »den Kopf voll Politik«.

¹⁾ Hegel, Goethe und Börne nennt Gutzkow als die sich entgegenstehenden Gestirne, deren Ausstrahlungen jenes ganze Zeitalter ausgesetzt gewesen sei.

»Ich hatte alles, um Priester, Volkslehrer, Jugendlehrer, vielleicht noch Größeres zu werden; nichts, um ein Dichter. Ich hatte nie daran gedacht, ich war nie Egoist, sondern schuf nur, um zu wirken; ich hätte müssen Baumeister, Staatsmann werden« (1835/36). »Mein Schreiben war an sich nur Tatendrang, nur verhaltene Rede zum Volk. Ganz Europa war in Bewegung, nur Deutschland schnarchte. Da die Glocke des Aufruhrs, der Sturm die Schläfer nicht wecken konnte, was blieb übrig, als die Sprache der Literatur zu wählen?« (1875). »Die Literatur war mir ein Spiel, weil ich sie nur als untergeordnetes Hilfsmittel für politische Zielpunkte betrachtete« (1837).

Diese zum weiten Leben drängenden Ausbrüche Gutzkows kommen aus seiner tiefsten Erkenntnis. Die Formung des Gedankens, für deren ungreifbare Gesetze der Dichter von ursprünglicher Empfänglichkeit sein muß, wurde von Gutzkow bis zum letzten Werke seines Lebens nur anempfunden, oft mißhandelt, und die spärlichen Regungen zu reiner Poesie, wie zur Lyrik, wurden durch Menzels Schule im Keime erstickt, bot doch die Satire der Politik eine brauchbarere Waffe, bot doch die Lyrik dem armen Studenten nur brotlose Freuden. Mit der Sucht nach Macht verschmolz sich sein Drang zum Wissen, das von dem Kinde ungebildeter Eltern leicht überschätzt wird, und noch im Alter sah Gutzkow im Hochmut seiner schulgerechten Studien auf das lückenhafte Autodidaktentum herab. Der verständige Vielwisser verlor sich selten auf die dunklen Wege, auf denen das Gefühl sich zu den Geheimnissen der Schöpfung tastet.

In Gutzkows Erstlingswerk, erschienen 1832: »Briefe eines Narren an eine Närrin« schrillen die Schellen eines politisch verbitterten Bajazzos, eines Byron-Börne, in die Rousseauschen Schäferspiele der engelsreinen Menschheit Jean Pauls¹⁾. Jäh leuchtend, jäh erlöschend irrlichtern die Sarkasmen durch den weichen, dem derben Griff nicht faßbaren Nebel verschwimmender Gefühle. Doch der sprühende Geist des jungen Anonymus ward nicht von dem erkenntlichen Menzel allein, auch von Gutzkows literarischem Paten Börne und einem Genossen seiner Gesinnung, dem jungen Laube, rasch erkannt und gewertet²⁾.

¹⁾ Auch in den »Briefen« beteuert der Narr-Gutzkow, vorher schon einmal gelebt zu haben: in J. J. Rousseau, Jean Paul und Byron.

²⁾ Ob weitere Kreise von Lesern sich an den Briefen ergötzen, mag bezweifelt werden. Das Exemplar der Hamburger Stadtbibliothek enthielt noch manches nicht aufgeschnittene Blatt.

Von Menzel in die Kreise des südwestdeutschen Liberalismus, eines Rotteck¹⁾, Welcker, Wilhelm Schulz geführt, den Dichtern der schwäbischen Schule vorgestellt, von dem Meister in den Feinheiten der Kritik geweiht und den Buchhändlern, vor allem dem allmächtigen Baron Cotta empfohlen, mochte Gutzkow schon zu Anfang des Jahres 1832 mit dem Gedanken des freien Schriftstellertums spielen. Doch erwarb er sich noch im Sommer durch seine akademische Preisarbeit von der philosophischen Fakultät Jena den Dokortitel, fertigte auch, wieder in Berlin, die schriftlichen Prüfungsarbeiten an, um als wohlbesoldeter Oberlehrer seine Braut Rosalie Scheidemantel heimzuführen.

Indessen im überschäumenden Gefühle seiner Begabung, vielleicht auch nach hochgespannter Erwartung durch eine Audienz bei dem Minister von Kamptz enttäuscht, kehrte er im Herbst 1832 nach Süddeutschland, nach Heidelberg zurück, seine politischen Träume durch juristische Kenntnisse zu stützen. Von hier wie jüngst von Berlin aus weiterhin der »Adjutant« Menzels durch eingesandte Kritiken, Aufsätze und Novellen, überraschte er die württembergischen Parteien und Menzel selbst durch die namenlose Schrift: »Divination auf den nächsten württembergischen Landtag«, die dem Eintritt und Aufstieg des Stuttgarter Kritikers im württembergischen Parlament die Wege glätten sollte. Wenn Gutzkow kokett die Vermutungen nach dem Verfasser zu einem »verkappten Diplomaten« lockte, so riet man vielfach auf den Freiherrn von Wangenheim, bestochen durch die gemessene Sprache, den staatsmännischen Weitblick der Schrift, die den Landtag auf Württembergs Verhältnisse beschränken wollte und warnte, Grundfragen aufzuwerfen und, in sich selbst zerklüftet oder im Konflikt mit dem ohnmächtigen Bundestag noch ohnmächtiger, zu scheitern²⁾.

¹⁾ Wenn der alte Gutzkow durch seine erste größere politische Arbeit: »Über die historischen Bedingungen einer preußischen Verfassung« in Rottecks »Allgemeinen politischen Annalen« (Neueste Folge, X, 1832) Rotteck das Verbot seiner Zeitschrift in Preußen eingebracht haben will, dürfte seine verklärende Erinnerung dem Aufsatz zuviel Bedeutung gezollt haben. Preußen folgte wohl nicht ungern nur dem Bundestag nach, der Anfang Juli 1832 mehreren liberalen Zeitschriften das züngelnde Flämmchen des Widerspruchs ausblies. Daß Gutzkows Artikel an dem preußischen Verhalten ein entscheidendes negatives Verdienst zukomme, ist kaum anzunehmen.

²⁾ Die Gegenschrift eines namenlosen Legitimisten: »Die Divination auf den nächsten württembergischen Landtag. Beleuchtet von einem, der weder Deputierter, noch Minister werden will. Stuttgart, 1833, Hallbergersche Verlagshandlung« (wie Gutzkows Schrift, von der

Auch im Sommer 1833 kehrte der Kandidat der Philologie nicht nach Berlin zurück. In München setzte er seine juristischen Studien fort, gewöhnte sich an Künstlerkreise und versuchte sich im Roman: »Maha Guru. Geschichte eines Gottes«, eines buddhistischen Gottes, der sich zum schlichten Menschentume hinabentwickelt. In Tibets Wüsten, unter grinsenden Götterfratzen führen blutlose Schatten eine seltsam erklügelte Handlung auf, und in ihren verständigen, leidenschaftslosen Reden und Taten spielt manche Satire auf Europas absolutistische Staaten, hierarchische Kirchen an.

Auf einer Reise mit Heinrich Laube durch Tirol und die Lombardei nach Wien und Prag, unter der quellenden, gefühlswarmen Lebenslust und Lebenssicherheit des Schlesiers, im Spätsommer 1833 reifte Gutzkows Entschluß. Der »Denker«, der sich »alles Künstlerische« nur »angeeignet« hatte, der Laubes lückenhafter Wissenschaft mit »theoretischen Studien« selbst über den Stil aufwartete und »geläufig« nachwies, »wo, wann und wie die Rede durch eine Frage unterbrochen und belebt werden müsse« (Laube), — dieser »Denker« fühlte sich doch ursprünglich genug, um den Druck des Oberlehrerberufs von sich zu streifen, sich in freiem Literatentum ausleben zu können.

Er folgte im Anfang des Jahres 1834 Heinrich Laube nach Leipzig, und in dem Spott seiner neuen, sich am strotzenden Leben nährenden Freunde zersetzte sich der Zauber von Menzels schemenhaften, wohlsortierten Theorien. Eine satirische Spitze, die Gutzkow für seinen alten Stuttgarter Gönner in der Vorrede zu zwei Bändchen »Novellen« verbarg, war der erste Ausdruck für den Abfall des »Adjutanten«.

»Herzblut müssen Sie zeigen! Den Charakter der Gegenwart treffen! Sich Ihre Brust aufreißen!« Dieser die Schwächen »Maha Gurus« geißelnden Forderung eines Leipziger Bekannten kam Gutzkows Wesen halb entgegen. »Den Charakter der Gegenwart« wollte stets schon seine Satire treffen, doch »ohne Herzblut«. Und nirgends offenbart sich Gutzkows gefühlsarme, verstandesüberladene Begabung nackter, als in dem grellen Mißklang, den in »Wally, der Zweiflerin« jene Forderung auslösen sollte.

Öffentlichen Bibliothek in Stuttgart erhältlich) pariert dem Demokraten Gutzkow mit feinem, streitgewohntem Hieb, mit ironischer Sachlichkeit. Wegen der Besorgnis, für einen »verkappten Diplomaten« gehalten zu werden, bittet er ihn (S. 11), »ganz beruhigt zu sein; sobald man seine Schrift zu Ende gelesen, wird niemand ihm diesen Vorwurf mehr machen«. — Die Warnung Gutzkows erfüllte sich. Vgl. über diesen »vergeblichen Landtag« von 1833, Treitschke, Deutsche Geschichte, 4. Auflage, IV, S. 288 bis 293.

Seine Braut Rosalie fühlte der entwurzelte Schriftsteller tief im Banne eines frömmelnden, selbstgefälligen, klatsch-süchtigen Kleinbürgertums, mochte ahnen, daß sie, selbst wenn stark genug für einen Bruch mit ihrer Sippe, doch an seiner Seite dahinwelken mußte. Des »Gottesleugners« abfälligem Nachruf auf den toten Schleiermacher folgte denn auch der Bruch des Verlöbnisses durch die fromme Mutter und ihre gehorsame Tochter.

Wenn auch Gutzkow seinen Schmerz in der Novelle »Der Sadduzäer von Amsterdam« dichterisch zu klären versuchte, wenn er sich auch auf Reisen nach Hamburg, nach dem Rhein und Stuttgart betäubte, stoßweise arbeitend, in seinen »Öffentlichen Charakteren« berühmte Zeitgenossen blitzlichtartig beleuchtete und Spalten von Cottas »Allgemeiner Zeitung« füllte¹⁾, so tobten die wilden Gärungen, die Rosalies Treubruch, die Forderung nach »Herzblut« in ihm entzündet hatten, nur erst unterirdisch fort. In seiner dramatischen Skizze »Hamlet in Wittenberg« stoßen sich noch burlesk die Gegensätze derber Realistik und romantischer Minne, und in seinem Trauerspiele »Nero« langweilt noch der trockene Redeschwall des Freiheitshelden Julius Vindex, eines »römischen Burschenschäftlers«, versteht nur der Kenner Hegels, Schleiermachers, Neanders den satirischen Zank der philosophischen Schulen, ist Nero selbst, eine Karikatur Ludwigs I. von Bayern, seelisch so verzeichnet, daß aus den seltenen jugendlich-titanenhaften Zügen des noch romantisch ironisierenden Dramas kein Funke mehr auf den Leser überspringt.

Als Gutzkow schon in gesicherter Stellung seit Januar 1835 das »Literaturblatt« zu Eduard Dullers »Phönix« in Frankfurt a.M. redigierte, sich mit seinem ätzenden Verstande, seinem weiten Wissen, den jähren Streiflichtern seines Stils zu einem gefürchteten Antipoden Menzels emporarbeitete, selbst schon junge Talente, wie Georg Büchner, der Literatur vorstellen konnte, brach die

¹⁾ Anschaulich für Gutzkows Selbstgewißheit ist ein Brief an Georg von Cotta vom 19. Mai 1834 aus Hamburg: »Wozu ich mich anheischig machen kann, ist dies: Ich liefere im Durchschnitt wöchentlich eine zu bestimmende Anzahl Spalten (etwa 4 bis 5) für die Außerordentliche Beilage, in denen ich gewissermaßen die Leading-Artikel der Allgemeinen Zeitung gebe, die Bulletins der französischen Blätter, eine laufende Geschichte, das Protokoll der gestrigen und die Tagesordnung der morgenden Sitzung, vermischt mit Tendenzaufsätzen, philosophisch-politischen Divinationen, Abschweifungen, wenn sie durch eine Erscheinung des Tags hervorgerufen werden, auf Kirche, Statistik, Naturrecht, Staatsökonomie, auf große Männer und Charaktere, die auf- oder untergehen, auf interessante Erscheinungen der publizistischen Literatur. Ein reiches Feld, auf dem ich mich mit Liebe und Eifer bewegen würde.

schwelende Gärung aus — zu früh, um sich in einem reinen Kunstwerk gestalten zu können. Das Gerücht, es sollte aus Schleiermachers gesammelten Werken das sinnenfreudige Buch des jugendlichen Theologen, die »Vertrauten Briefe« über Friedrich Schlegels »Lucinde«, verbannt werden, stachelte Gutzkow, beim Namen »Schleiermacher« schmerzlich an seine verlorene Braut erinnert, zu einer Sonderausgabe der »Briefe«, zu einer Vorrede, worin er sein »Herzblut« in einer rohen, klaffenden Wunde entblößte. Gegenüber der Unsittlichkeit ehelicher Gewohnheit malte er, ein gelehriger Schüler des St. Simonismus und George Sands, in leuchtenden Farben die Moral der freien Liebe, und im Angriff gegen pfäffische Heuchelei, gegen frömmelnde Selbstgerechtigkeit stieß er nach jedem Gläubigen an Gott.

Es war nur der blitzende Auftakt vor einem großen Schlag. Im Dezember 1834 hatte sich Charlotte Stieglitz in feierlich weißem Gewand den Dolch ins Herz gestoßen, durch das Erlebnis ihres Opfertodes den stumpfen Gatten zu befruchten. David Friedrich Strauß' »Leben Jesu« hatte eben von neuem die Christusfrage in harter Schärfe gestellt, und vor einem Gespräch hierüber mit Gutzkow wich ein blühendes Mädchen der Gesellschaft mit erschreckten Augen zurück: »Davon reden Sie nicht! An all das nur zu denken macht wahnsinnig!«

Dank diesen Erlebnissen blutete jene Wunde wieder und reicher, die Gutzkows Streit gegen die Theologen seiner Liebe zu Rosalie geschlagen hatte, und in »Wally, der Zweiflerin« zeichnete der Zerrissene eine Frau, die sich aus der sie zersetzenden Ungläubigkeit nur durch den Selbstmord retten konnte. Cäsar, ihr Geliebter, der mit ihr, der Gattin eines Dritten, durch den Anblick ihrer entschleierte Schönheit »geistig vermählt« war, hatte ihren Glauben an Christus, den Gott, zerpfückt.

Wenn Goethe aus seinen Schmerzen sich durch künstlerische Gestaltung zur Lösung emporrang, so erfüllte der Skeptiker Gutzkow jene Forderung nach dem Erlebnis, indem er mit kühlem Finger das zuckende Geflecht seiner quälenden Widersprüche zerlegte. Während Wally mit dem Glauben auch am Leben verzweifelte, gefiel sich Cäsar in religionsfeindlichen Paradoxen, in blasierter Verzerrung der St. Simonistischen Liebe und in der Ehe mit einer reichen Jüdin.

Gutzkow, in seinen Peinigungen sich vor der Welt verschließend, ermaß die Wirkung des Werkes nicht, dessen revolutionäre Gedanken den ehrsamem Leser nicht durch die Leidenschaft des Künstlers hinrissen, dessen philosophisch-lehrhafte Sprache, dessen überlegende Sinnlichkeit auch den Verständniswilligen verstimmten. Nichtsahnend, lud Gutzkow zusammen

mit Ludolf Wienbarg erlauchte Männer der Kunst und Wissenschaft zu Beiträgen ein, womit er seine neue Zeitschrift »Deutsche Revue« zum führenden Blatte Deutschlands zu erheben hoffte.

Menzel, mit dem sich das Selbstgefühl des werdenden Kritikers schon 1834 auf einem Besuch in Stuttgart für immer entzweit hatte, schleuderte den ersten Bannstrahl aus seinem Literaturblatt am 11. und 14. September 1835 in scheltender Entstellung des Problems. Die Regierungen, deren Organe zum Teil Gutzkow schon argwöhnisch beobachtet hatten, horchten auf. Dem Verbote der »Wally« in Preußen folgten Bayern und Baden, und am 14. November besuchte ein literarischer Spitzel in Metternichs Sold den Verfemten. »Die kleine, unansehnliche Figur, abgemagert, bleicher Wange, kurzen Gesichtes, gesträubten Haares, lag unwohl auf dem Sofa; vor ihm saß Wienbarg. Vor dem Sofa befand sich ein Tisch, überhäuft mit Schriften des Tages oder, die an der Tagesordnung sind. Niedergeschlagenheit malte sich auf dem Antlitze des demokratischen Holsteiners Wienbarg, schlecht verhaltener Groll und Unmut auf dem des Gutzkow.« Ihr Verleger hatte geschrieben, die badische Regierung habe ihm den Buchverlag verboten, den weiteren Druck der »Deutschen Revue« ihm so gesperrt. »Das kommt von den Regierungen insgesamt«, rief Gutzkow. »Nicht das, was wir geleistet, ist ihnen ein Anstoß, sondern das, was von uns noch kommt, fürchten sie; denn die Zukunft liegt in unseren Händen.«

Gutzkow ahnte die Entwicklung. Am gleichen Tage verbot Preußen die gedruckten und ungedruckten Schriften von Karl Gutzkow, Ludolf Wienbarg, Heinrich Laube und Theodor Mundt, fügte Heine bei und vergaß Börne. Auch der Beschluß des Bundestags vom 10. Dezember war gleich umfassend und gleich vergeßlich. Doch wurden mit den Jahren die Zügel lässiger gehandhabt, in manchem Bundesstaate schon nach wenig Monaten.

Gegenüber Gutzkows Sekundanten Wienbarg stellte sich Menzel nur zum Duell in der Literatur; Streitschriften kreuzten sich; für Gutzkow griffen auch Theologen, wie der Rationalist Paulus, ein, und nur allmählich verebbte die Empörung.

Gutzkow, den die Rücksicht auf seine junge zweite Braut, Amalie Klönne, die Stieftochter des schwedischen Generalkonsuls Freinsheim, an deutschen Boden fesselte, wurde am 30. November 1835 in Mannheim vor dem Stadtgericht verhört, in Haft gehalten und am 13. Januar des folgenden Jahres von dem Hofgerichte wegen »verächtlicher Darstellung des Glaubens«, nicht auch wegen unzüchtiger Schilderung, zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Krank, gebrochen, kehrte er, im Februar entlassen, in die Arme seiner Braut nach Frankfurt a. M. zurück.

Zu weich für starre Leidenschaft, wollte Gutzkow schon 1834 im »Sadduzäer von Amsterdam« den Stab über seinen Helden nicht »brechen, welcher gegen die Satzungen einer fanatischen, intoleranten Religion aufzutreten den Mut hatte und später imstande sein konnte, wieder heranzukriechen zu der Hand, die ihn züchtigte«. Jetzt hatte ihm selbst die grausame Wirklichkeit andere Grundsätze aufgestellt, »als die sind, über welche man als junger Mann im fünften Stock bei der Lampe brütet«. Und schon vor diesem gewaltsamen Eingriff hatten sich seine Anschauungen gelockert. Goethe, dessen Erlebnisdichtungen Gutzkow bereits in den Leipziger Stimmungen zu reinem Künstlertum anreizen mußten, hatte seinen ersten Siegeszug unter den Nachlebenden begonnen. In des Toten »Briefwechsel mit einem Kinde« hatte der graziöse Kobold Bettina von Arnim, die Schwester Clemens Brentanos, auf die starken Fäden gedeutet, die den klassischen Dichter mit der zeitbeherrschenden Romantik verbanden. In Varnhagens Gedenklättern hatte man auch Rahel und ihre Freunde auf den Knien vor Goethe gesehen, und langsam begann die politisch verärgerte Zeit in dem unpolitischen Dichter den nur den höchsten Zielen zugekehrten Künstler, den sich streng vollendenden Menschen zu spüren.

Die Selbstbeschauung im einsamen Gefängnis ernüchterte Gutzkow von den Betäubungen des Kampfes, vertiefte Selbstkritik und Selbstquälerei, ließ ihn die eigene Ohnmacht und die Macht seiner Gegner messen und aus der Erkenntnis ihrer Macht zur Prüfung ihrer Überzeugungen, aus der Prüfung zur Würdigung vordringen. Und als Ergebnis dieser inneren Peinigungen ward ihm ein Wachstum seiner historisch-organischen Triebe, ein tiefes Gefühl für die Entwicklung der Staaten, des einzelnen Menschen, für die Leiden der Menschheit, eine Absage an jenen »reformatorischen Terrorismus der Überzeugung«, der »die Guillotine für einen notwendigen Geschichtshebel« hielt.

Wenn Gutzkow am 3. April 1836 gegenüber dem Minister von Rochow »die gegenwärtigen Verfassungen der europäischen Gesellschaft für die vollkommenste Befriedigung dessen« halten konnte, »was sie zu bedürfen scheint«, seine Achtung vor der »Menschheit auf allen ihren Entwicklungsstufen« zeigte, so darf der Doppelsinn des Ausdrucks »zu bedürfen scheint« nicht übersehen, darf nicht vergessen werden, wie der Zwang des Buchverbots, der Ernährung von Weib und Kind¹⁾ den mittellosen

¹⁾ Eigenes Erlebnis spiegeln wohl seine auf Börne bezüglichen Worte: »Nicht Weib, nicht Kind hingen sich an sein Dasein und schrieben seiner Handlungsweise Gesetze vor, die jemandem das

Schriftsteller beugen mußte. Doch erniedrigte sich Gutzkow nie zu einem Widerruf, wie der haltlose Theodor Mundt, der weltgewandte Laube, mochte er auch seine innere Überzeugung jetzt öfters verschweigen, sie mildern. Und wenn nun seine politischen Träume zu erfüllbaren Möglichkeiten gewandelt wurden, wenn nun sein demokratisches »Ceterum censeo« seltener und maßvoller die ästhetischen Kritiken beschloß, wenn er von nun ab an der Läuterung zu schlackenlosen Kunstwerken sich mühte, so waren es Früchte, deren Keime die Monate der Haft nicht erpreßt, nur rascher emporgetrieben hatten — zu rasch für die Entwicklung eines Dichters, in dessen Werken ein Mißton wie aus gesprungenen Gläsern nicht verstummen wollte.

Zeigt der Roman »Seraphine«, vor dem Wallyprozeß begonnen, noch die alte scharfsinnige, aber gestalt- und leidenschaftslose Zergliederung von Liebesgefühlen, so würdigte der jungdeutsche Schüler Menzels und Verehrer Börnes in der Muße seiner Haft den Künstler »Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte«, dachte sich der nach dem Leben verlangende Politiker von Hegels lähmender Systematik los in seiner »Philosophie der Tat und des Ereignisses«. Da zu der geistreich aphoristischen Schrift dem Gefangenen wohl nur Kants »Zum ewigen Frieden« und Rousseaus Auszug aus St. Pierres Friedenstraktat vorlagen¹⁾, öffnet sie einen tiefen Einblick in Gutzkows reiche Belesenheit und schaffende Kraft.

Im Winter 1836/37 gestaltete er einen alten Lieblingsplan, sein Jahrhundert in den leisesten Strömungen der Politik, Wirtschaft, der Wissenschaft und Kunst, der Sitten und Religionen zu belauschen und dem künftigen Geschichtsschreiber den Stoff zur Einfühlung zu hinterlassen — ein Gemälde, das der Dichter vielfach durch menschliche Typen zu beleben suchte. Für den Druck der »Zeitgenossen«, später »Säkularbilder« genannt, mußte der Geächtete sein namenloses Werk mit englischer Tönung färben, als eine Übersetzung aus Bulwer vortäuschen.

Schon im Herbst 1836 fand sich der Journalist Gutzkow auch zum politischen Turniere wieder ein, und in seinen täglichen anonymen Leitartikeln zur »Frankfurter Börsenzeitung«²⁾ ver-

Herz abdrücken können, wenn sie dem Gefühl widerstreben und doch von der Notwendigkeit geboten werden. *

¹⁾ In den »Rückblicken auf mein Leben« (S. 155) betont Gutzkow ausdrücklich den Mangel an »hinreichenden, literarischen Hilfsmitteln«. Zur Kritik dieser Stelle vgl. Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie, S. 21.

²⁾ Ein allerdings lückenhaftes Exemplar enthält die Stadtbibliothek von Frankfurt a. M.

steckte er in üblicher Taktik seine Ideale unter die arglose Besprechung spanischer Freiheitskämpfe, fühlte er sich doch mehr beobachtet als beachtet, und feilte an seinen Sätzen, »ihnen das grelle und verräterische Kolorit zu nehmen«. Wenn auch am 29. April 1836 ein Geheimbericht aus Mainz Gutzkows festen Entschluß nach Wien meldete, »sich um einer Sache willen nicht weiter aufzuopfern, die er als verloren ansehen müsse«, so entließ im November 1837 Minister von Rochow den Schriftsteller aus der Audienz: »Und noch eines, Bester! Nehmen Sie sich ja hier mit Ihren Reden in acht! Man paßt Ihnen auf den Dienst!«

Da von Gutzkows Charakter Bekehrungen abprallten, wie sie 1835 ein abtrünniger Liberaler, sein früherer Studien-genosse Joël Jacoby, versucht hatte¹⁾, schlichen sich Späher in seine Familie und Freundeskreise, in sein Vertrauen, und lange Jahre verriet der Journalist Eduard Beurmann die Herzens-ergüsse seines Freundes an Metternich. Noch 1843 ersuchte der Staatskanzler den Gouverneur von Mailand um ganz unauf-fällige Beobachtung des Schriftstellers. Auch 1845 auf seiner Reise nach Wien schauerte Gutzkow in der Ohnmacht, unter den neu sich aufdrängenden Bekannten »jenen liberalen Schwätzer«, »diesen jungen Lyriker, der den Mißvergnügten spielt«, nicht durchschauen zu können. Von Zensoren, wie Tzschoppe, ge-martert, am Vertrauen zum Menschen, zum Freunde irr, mochte sich Gutzkow oft nur aus Pflicht, aus Liebe zu Weib und Kind an seine Heimat ketten, mochte er jetzt schon die finsternen Keime in sich regen fühlen, die später bis zum Verfolgungswahnsinn wuchern sollten.

In eben diesen Jahren, den Hemmungen zum Trotz, schwang er sich zu einer literarischen Macht in Deutschland auf. Zwar ging die »Frankfurter Börsenzeitung« mit dem beginnenden Jahre 1837 ein, doch ihr neues Beiblatt, der »Frankfurter Tele-graph«, weitete sich 1838 zum »Telegraph für Deutschland« aus und wurde von Hoffmann und Campe nach Hamburg gekauft, wohin auch Gutzkow siedelte.

Um seine Fahne scharten sich junge Talente, wie Franz Dingelstedt, Karl Gödecke, Moritz Carrière, Levin Schücking, Friedrich Hebbel; zu ihm gesellten sich Freiheitsschwärmer, wie Jakob Venedey und Gabriel Rießer. Noch huldigte ihm Georg Herwegh²⁾, und Karl Immermann wandte sich zu ihm

¹⁾ Gutzkow rächte sich in seiner »Seraphine« durch die beziehungs-reiche Schilderung einer Audienz, worin ein Liberaler seine Gesinnung an den Minister verkauft.

²⁾ Handlungen und Charakter des entwickelten Herwegh miß-fielen später Gutzkow, der den Sänger der Revolution 1846 in Paris

zurück. 1840 warf er Heinrich Heine den Handschuh hin, und in seinem »Leben Börnes« spielte er den Politiker gegen den Dichter, die spröde Überzeugung gegen einen buntscheckigen Schalk aus. Doch die Genossen des »Jungen Deutschlands«, die ihre Gesinnung freilich nur genähert, nie verbrüdert, die nur der Beschluß des Bundestags verkittet hatte, stellten sich nicht ein¹⁾. Laube und Mundt waren friedsam geworden. Wienbarg schwieg in Groll, unfruchtbar. Börne war tot.

Mochte Gutzkow in jenen Hamburger Jahren an seinen Erfolgen, in fröhlichem Geplauder und teilnehmendem Verständnis seiner Freunde sich sonnen, — seine Frau besuchte ihn nur auf Monate in der sie erkältenden Stadt, in seinem Charakter wollten die Wunden nur langsam vernarben. Am 30. Januar 1837 hatte er von sich bekannt: »Ich stoße absichtlich das Weiche zurück von mir, ich will mich nicht von mir selbst überraschen lassen, ich mißtraue dem Abandon meiner Gefühle, die sich bis zur Wehmut bei mir steigern können, und wo ich sogar in meinem Tagebuche zur Lyrik greife, um mich zu fassen — aus diesem Mißtrauen gegen mich selbst entspringt das Mißtrauen gegen andre, die Schroffheit, die Kälte, die anatomische Lust, die man an mir wahrnehmen will.« Einige Monate später klagte er in einer Stunde schwächerer Selbsterkenntnis über das Mißtrauen der Welt, worin seine sich entfaltende Kraft erfriere²⁾.

Je tiefer der Geläuterte von der Ahnung der reinen Kunst gepackt wurde, mußte er dem Schicksal zürnen, das ihn in literarischen Frondienst spannte, seine Feder rastlos über die Bogen hetzte. Neidisch sah er auf Börne hin, dem eine Rente Muße ließ. »Er zitterte nicht vor dem leeren Nichts einer Zukunft, die uns verschlingen wird, wenn wir nicht rührig sind, emsig streben, aufwärts, vorwärts, immer ein Ziel im Auge, unverrückt, wie es

traf: »Vom Musendienst sprach er mit Geringschätzung. Sein Studium sei nur noch Feuerbach und Proudhon gewidmet. Seine Aufgabe sei die Tat. Taten! rief er auf den Boulevards beim Spazierengehen. Taten! rief er auf den Saffianpolstern seiner eleganten Einrichtung.« »Handeln, handeln, wenn nicht mit Revolutionen, dann mit — ,Putschen!«

¹⁾ Eine Beziehung der jungdeutschen Schriftsteller zu dem »Jungen Deutschland« in Bern läßt sich aus den 1848 nicht verbrannten Akten der Untersuchungskommission in Mainz nicht nachweisen. Im Gegenteil, ein Brief Gutzkows vom 10. Juni 1836 hofft Georg Büchner gegenüber sogar, die Flüchtigen in der Schweiz würden von ihm und seinen Freunden den anrühigen Namen abwälzen.

²⁾ Erinnerungen aus späteren getrüben Tagen färben Stimmung und Lage noch dunkler.

kräftige Geister von Natur tun und minder kräftige durch ihr Schicksal zu tun gezwungen sind, da sie anders zu besorgen hätten unterzugehen.« Wenn sich auch Gutzkows Kämpfernatur¹⁾ in der betäubenden Tätigkeit des Journalisten ausleben mochte, so schwingen in seinen Äußerungen doch stets bedauernde Untertöne, daß er sich nicht anders zum Schläfe betten könne, als das »Schwert zu Häupten, den Griff hart an der Hand«. Und 1843 schäumte in einem Briefe an Dingelstedt sein Unmut auf: »O wer irgendwie einmal ausruhen und brach liegen könnte! Seit zehn Jahren produzieren wir, Tag und Nacht, jahrein, jahraus, und wie wenig von dem, was von uns öffentlich zeugen soll, kam aus unserm Drange, aus unserer inneren Notwendigkeit!«

1837/38 fand sich im Kölner Kirchenstreit der demokratische Protestant Gutzkow Schulter an Schulter mit der preußischen Regierung, mit Laube, und wechselte besonders in seiner Schrift »Die rote Mütze und die Kapuze«, Laube in seinem »Görres und Athanasius« eine Lanze mit dem Mann²⁾, in dessen Gesicht nach Hebbels Eindruck jede Idee seit der französischen Revolution ihre Furche gezogen habe und diese Furchen stehen geblieben seien, »als der Jakobiner in den Heiligen zurückkroch«.

Noch 1838 erschien der dreibändige Erziehungsroman »Blasedow und seine Söhne«, worin Gutzkow den Meistern seiner Jugend zum letzten Male zollte, die gefühlsseligen Schwärmereien Jean Pauls mit satirischen Stacheln auf Kleinfürstentum, Adel, Diplomaten, Theologen bespickte und das seit Montesquieu verbrauchte Mittel nicht scheute, durch die erstaunten Kindlichkeiten eines Türken Zustände Europas zu bespötteln. Von den Kölner Zwistigkeiten angeregt, versuchte sich Gutzkow zum zweiten Male dramatisch. Eine unmittelbare Deutung seines »König Saul«, worin sich Georg Herwegh ergangen hatte, verwies der Dichter freilich streng, und schon der Zensor verkannte nicht, daß ein Sieg des Priestertums, wie im »König Saul«, den politischen Wünschen Gutzkows nie entsprach.

¹⁾ »Zum Kampf geboren« beurteilte ihn schon das »Biographische Lexikon der Gegenwart« (Titel: Männer der Zeit, 1. Serie, Leipzig, 1860, S. 429), und der feinfühligste Verfasser der Gegenschrift auf die »Divination des württembergischen Landtags« spürte in seinem anonymen Gegner wohl den Dichter, doch einen Dichter ohne Gefühlsüberschwang und unter einem »scharfen und klaren Verstand« den Willen, »daß man mit der ganzen Kraft rücksichtsloser Härte den Leuten auf den Leib treten müsse« (S. 28).

²⁾ Görres erwiderte kurz im »Epilog« zur 4. Ausgabe des »Athanasius«, Regensburg 1838, S. 187 ff.

Das Jahr 1839 offenbarte die innere Wandlung Karl Gutzkows, den Kampf des Dramatikers und Lustspieldichters um ein reineres Kunstwerk, und es beleuchtet seinen überscharfen, sich selbst zu klaren Verstand, wenn er sich, unsicher auf der neuen Bahn, zu seinem ersten Versuch »Richard Savage« an die Anekdote klammerte und »sein Talent für dramatische Gestaltung« an einem ungestüm drängenden Gefühl nicht prüfen konnte noch wollte. Doch in seinen Werken schrillten nicht mehr die Forderungen des Tages, er dämpfte sie mit den Hüllen der Dichtkunst — zu verstrickt indessen in seine politischen Triebe, zu gewohnt an die rasche Arbeit des Journalisten, zu gejagt von alltäglicher Sorge, als daß sich aus seinen reichen Kenntnissen, seinen scharfen Beobachtungen des Lebens je ein Werk gelöst, das auch der Nachwelt Werte und Schönheit geboten hätte.

In dem viel beklatschten »Richard Savage«, den seine adelige Mutter nicht kennen wollte, warb der verstoßene Jungdeutsche um die Gunst seiner Zeit, in »Werner« lenkte der Dichter zu Iffland zurück und stellte Adel und Bürgertum in rührenden Gegensatz, zu »Patkul«, dem verratenen baltischen Berater am Hofe des Sachsenfürsten August II., begeisterte ihn die Schmach des fürstlichen Verräters, und in der »Schule der Reichen« geißelte seine satirische Neigung die entsittlichende Erziehung des Geldes.

Das Lustspiel gewann ihm eine Freundin in Therese von Bacheracht, der Gattin des russischen Generalkonsuls, doch von den Patriziern Hamburgs wurde das Stück zu gut verstanden und ausgezischt. Überdrüssig des Gezänks mit Verlegern und Schriftstellern, verließ Gutzkow 1842 die Stadt und bald auch die Leitung seines »Telegraphen«. Unter ihm schwankte der Boden. Ende 1841 hatte Preußen den Vertrieb des Hoffmann und Campeschen Verlags und damit auch der Zeitschrift verboten, und obschon das Verbot nach dem Hamburger Brande zurückgezogen wurde, mahnte es zur Vorsicht. Des jüngsten Dichter Ruhmes spottete die Stadt, und schon seit geraumer Zeit hörte Gutzkow sein Wort ins Leere hallen; denn die Reitergefechte waren zu Ende, der Artilleriekampf begann.

Schon seit Jahren und immer hörbarer, immer tiefer bohrend erschütterten Arnold Ruge und seine Gefährten in den »Hallischen«, später den »Deutschen Jahrbüchern« die Stützen des Staates: Theologie, historische Romantik, die dualistische Philosophie. Karl Marx leitete schon kurze Zeit die »Rheinische Zeitung«, schulte sich in zerfressenden philosophischen Lehren, bis er die Blöcke zu seinem kommunistischen Trutzbau zusammentragen sollte. Gutzkow, dessen weite Kenntnisse der Tiefe entbehrten,

fühlte »mehr und mehr, daß die Fortsetzung des großen neuzeitlichen Kampfes andere Waffen erforderte, als er zu führen verstand. Die politischen Aufgaben setzten immer mehr das reichere spezielle Wissen des Rechtskundigen voraus.« Außerstande, durch eine »vereinzelte« Tätigkeit noch zu dienen, zu stolz, sich in eine fremde Schule einzugliedern, in der politischen Lyrik von Herwegh, Prutz, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben, später Freiligrath abgelöst, an revolutionärem Radikalismus oft überschrieen, widmete sich Gutzkow von nun ab dem Künstlertum, der Bühne.

1842 erschien noch ein letztes Werk des Journalisten: die »Briefe aus Paris«, die Ausbeute einer Reise im Frühling des Jahres. Die Empfehlungen des Gatten seiner Freundin von Bacheracht an Diplomatenkreise hatten ihm in Paris die Salons von Thiers und Guizot geöffnet, doch wußte ein spöttischer Geheimbericht über die Unterhaltung mit Thiers zu klatschen, Gutzkow spreche »nicht viel französisch« und Thiers habe sich später erkundigt, »was denn eigentlich dieser berühmte Mann geschrieben habe«. Im Alter beklagte sich Gutzkow über die »schmählichste« Anfeindung seiner »Briefe«, und ein Geheimbericht vom 1. März 1843 wußte ihn durch ihren Erfolg »eingeschüchtert«.

Unter den stürmischen Demokraten der vierziger Jahre mochte sich der Charakter eines Mannes nicht mehr gefallen, den ein Geheimbericht aus dem Jahre 1843 durch Anstellung bei einer Hofbühne dem politischen Feld zu entrücken gedachte, der vor dem preußischen Bundestagsgesandten von Sydow auf seine »Briefe aus Paris« zeigte, um die »nationale Gesinnung und seine Abneigung gegen die radikale Partei« zu beteuern. In kühler Zurückhaltung schilderte an Moritz Hartmann der Brief eines Freundes den alten Führer der Jungdeutschen: »Feste, gedrungene Gestalt; hohe, geistvolle Stirn; kurzes, lichtbraunes Haar, beneidenswerter Schnurr- und Knebelbart, aber in der Physiognomie ein Zug von Falschheit, der wohl niemand zum Vertrauen kommen läßt...«

Von November 1842 an wohnte Gutzkow wieder in Frankfurt a. M. Das Problem des Mannes und zweier Frauen hatte der Ehegatte in seinem Verhältnis zu Therese von Bacheracht selbst erlebt und gestaltete es dichterisch in dem Schauspiel: »Ein weißes Blatt«. In »Zopf und Schwert«, entstanden 1843 in Mailand, erweckte seine launige Satire die gesunde Derbheit des Hofes Friedrich Wilhelms I. von Preußen zu romantischem Leben, wobei die zu neuzeitlichen Ausfälle gegen englische Handelspolitik kaum mehr störten, den Zauber der Dichtung nicht mehr zerrissen. 1844/45 stritt der reizbare Molière-Gutzkow in dem

bejubelten »Urbild des Tartüffe« auf vielen Bühnen Deutschlands gegen scheinheilige Heuchelei, während seine Tragödie »Pugatschew« den Demetriusstoff nicht zu erwärmen vermochte und das Schauspiel »Der 13. November« erneut das Schicksal auf bestimmte Tage festlegen wollte. Zwei Lustspiele: »Die beiden Auswanderer« und »Anonym« wurden nur gespielt und nie gedruckt. 1846, in Paris, goß der Dichter die Novelle seiner Jugend, den »Sadduzäer von Amsterdam«, zu einer Tragödie um: »Uriel Acosta«, worin nicht nur die Jambenform an die Freiheitsreden des Marquis Posa gemahnte; hatte doch der jungdeutsche Dichter von dem Klassiker Schiller auch schon Aufbau und Aktschluß gelernt, sein »Urbild des Tartüffe« dem »Fiesko« ähnlich geendet: »Ich trete in den Orden der Jesuiten.«

Der Druck der Lebenshaltung, den zahlreiche Beiträge zu Zeitungen, Zeitschriften nicht lindern konnten, nötigte Gutzkow 1846 zur Annahme einer Dramaturgenstelle in Dresden, die Emil Devrient vermittelt hatte. Der Jungdeutsche war hoffähig geworden, und nicht mehr seiner Person galten die Widrigkeiten mit der Zensur, die auf einigen Hofbühnen seinem »Werner« schon aus Rücksicht auf seine Gemahlin den Verzicht auf den Adel nicht erlauben wollte, die sich in Berlin das Lustspiel »Zopf und Schwert« und seine Erwähnung der »Weißen Frau« verbat, die in Dresden die »Priester« des »Uriel Acosta« durch den Prinzen Johann, den Danteforscher, in »Rabbiner« verändern ließ. Mochte sich auch Metternich selbst für Gutzkows »Werner« und Laubes »Monaldeschi« eingesetzt haben, sein Schreiben an den Grafen Sedlnitzky aus dem Jahre 1845 erhellt die mißtrauische Vorsicht, womit man die Wirkung eines Bühnenstückes auf den »beschränkten Untertanenverstand« zu berechnen suchte: »Hat übrigens eine weise Staatsverwaltung die Aufführung des Molièreschen »Tartüffe« nicht gestattet, so sehe ich nicht ein, wie selbe die Darstellung des »Urbildes« jenes Tartüffe zulassen könnte, zumal es mit der frivolen Rolle, die der Verfasser den König Ludwig XIV. darin spielen läßt, abermals auf Herabwürdigung des Königtums abgesehen ist.«

In den Märztagen des Jahres 1848, die der Dramaturg mit seiner Frau auf Urlaub in Berlin verbrachte, glaubte er, seine jungdeutsche Saat als Frucht zu ernten. In den Mittagsstunden des 19. März, in den Stunden der Leichenparade, schwang er sich, ermuntert von Fürst Lichnowsky, im Schloßhofe auf die Schultern der Umstehenden und warf, wie er später rühmte¹⁾,

¹⁾ Allzu eifrig ist Gutzkow gewillt, die Idee der Berliner Bürgerwehr zu seinen Verdiensten zu buchen. Denn schon am 18. März setzte

zur Beruhigung der Massen die Idee der Volksbewaffnung hinein. Doch sein alter Radikalismus glühte wieder auf, wenn er in seiner »Ansprache an das Volk« vom März 1848 den Barrikadenkämpfern zurief: »Duldet nicht, daß man von Versöhnung spricht, ehe Gerechtigkeit geübt! Duldet nicht, daß Männer zweideutiger Gesinnung auftreten und, eure Gefühle mitten im Schmerz abschneidend, eure Gesinnungen vorwegnehmend, euch auffordern, mit denen »Arm in Arm« zu gehen, von denen ihr euch auf ewig trennen müßt (trennen, nicht von den Menschen, sondern von ihrem System)!« Er spielte mit dem Gedanken, Deputierter zu werden, »weniger bei den Parteiführern, wohl aber bei der Masse recht populär«, als der Tod seiner Gattin Ende April seine Spannkraft lähmte.

Auch den politischen Fragen sich wohl entfremdet, den Parteiführern der Gegenwart sich nicht mehr gewachsen fühlend, sandte der Demokrat nur noch im Herbst eine Flugschrift aus: »Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe«, wog sorgsam die Möglichkeiten der Freiheit und Einheit wider einander, blickte scharf in die Zukunft, doch diente der Gegenwart nur mit Utopien, — der Sohn einer dem Idealismus zu nahen Zeit, ein geistiger Führer aus einem verschollenen Jahrzehnt, dessen Stimme in der Hast der Ereignisse, der lärmenden Beirauschung an neuen Namen verhallte. Sein alter Genosse Wienbarg focht mit dem Degen für Schleswig-Holstein, entflammte durch

sich eine Abordnung der Berliner Gemeindebehörden vor dem König für die Volksbewaffnung ein, und am Morgen des 19. März wiederholte in einer Audienz der Magistrat ihre Bitte. Es ist sehr unsicher, ob Gutzkows Eingabe um Volksbewaffnung, die er erst um die Mittagsstunden des 19. März ins Schloß gab, je in die Hand des Königs kam, und so bleibt als sein Verdienst, daß aus der von ihm und zahlreichen anderen bearbeiteten Menge jene Abordnung hervorging, die, mit dem Polizeipräsidenten Minutoli an der Spitze, vom König die Erlaubnis zur Volksbewaffnung erreichte.

Unmittelbar kritisiert Gutzkows Überheblichkeit der Bericht in A. Wolffs »Berliner Revolutionschronik«, Berlin 1851, I, S. 237 bis 243, mittelbar kritisieren die Tatsachen in Natzmer, »Unter den Hohenzollern«, Gotha 1887/88, II, 1. Teil, S. 188, 194/5, und die Darstellung bei W. Busch, »Die Berliner Märztage von 1848«, München und Leipzig 1899, S. 25/6, 34. Im übrigen enthält Gutzkows »Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe«, Frankfurt a. M. 1848, S. 134 ff. (verändert wieder abgedruckt in »Rückblicke auf mein Leben«, Berlin 1875, S. 332 ff., nicht in Band X der letzten Gesamtausgabe) eine anschauliche Schilderung des Berliner Aufruhrs, wozu Gutzkow indessen einseitig den Standpunkt auf der Barrikade nimmt.

eine Flugschrift sich selbst und, wer von den Deutschen es hören wollte.

Die einbrechende Reaktion drückte Gutzkow nieder, wies seinen Trieb, den Schmerz durch Gestaltung zu betäuben, auf den Roman, in dessen freiere Formen sich ein Weltbild leichter zu schmiegen vermochte, hatten doch die pathetischen Längen seines »Wullenweber« in den Zuhörern nicht mehr zünden wollen, hatte man sich doch in die seelischen Schroffheiten seines Auswandererdramas »Liesli« nicht fügen können, so daß er, selbst tastend, den Konflikt seines bürgerlichen »Ottfried« mit adligem Lebenszauber der Bühne in Dresden nicht vorzulegen wagte, den Erfolg seines »Königsleutnants« wohl selbst nur der Gunst des Stoffes, dem jungen Goethe, danken mochte.

Neun Bände stark, erwuchsen die »Ritter vom Geiste«, worin der klassizistische Vorläufer des Realismus seinen Stift zu scharf umrissenen Charakteren wie zu traumhaften, idealen Skizzen handhabte, wobei eine Vorrede des gewandten Denkers die Mängel des Aufbaus durch die »Theorie des Nebeneinander« zu verwischen suchte. Nicht der Beifall berühmter Zeitgenossen, doch der rasche Absatz des stellenweise flüchtig gearbeiteten Werkes erklärte sich indessen nicht zuletzt aus dem prickelnden Reiz, die Masken der Charaktere zu lüften, in einem »Voland von der Hahnenfeder« den General von Radowitz, einer Pauline von Harder die Gräfin Hahn-Hahn zu enträtseln. Fast nur die »Grenzboten« führten eine erbitterte Fehde, die sich bis zum Duell zwischen Gutzkow und Gustav Freytag¹⁾ zu spitzen drohte, die in dem argwöhnischen, bald herrischen, bald dem eignen Künstlertum mißtrauenden Dichter den schlummernden Verfolgungswahnsinn nähren sollte.

Schon im Mai 1849 war Gutzkow von seiner Dramaturgenstelle geschieden, hatte nicht ungern die Folgen seines Berliner Volksrednertums und der unruhigen Maitage in Dresden getragen, die jeden nicht für Lebenszeit geschlossenen Vertrag an der Hofbühne lösten. Von dem Erfolg seines großen Zeitromans beschwingt, leitete der unermüdliche Journalist, der sich im Herbst 1849 mit einer Base seiner ersten Frau wieder vermählt hatte, seit Oktober 1852 in Dresden zehn Jahre lang ein eigenes Blatt: die »Unterhaltungen am häuslichen Herd«, eine Zeitschrift für das nach leichter Wissenschaft, nach Unterhaltung begierige Bürgertum, aus dessen Reihen Gutzkows Name über 5000 Abon-

¹⁾ Mehrerer Begegnungen mit Gutzkow erinnert sich Freytag sehr anschaulich in seinen »Gesammelten Werken«, Leipzig 1887, I, S. 137 bis 139.

nenten sammelte, dessen Ruhe der alte Jungdeutsche nur in den Jahren der Befreiung Italiens durch politische Artikel zu stören wagte.

Im August 1851 erschien einem fremden Beobachter der nun vierzigjährige »berühmte Schriftsteller mit dem feingeschnittenen, geistvollen Gesicht, den durchdringenden, stets forschenden Blicken und dem ironischen Lächeln der sarkastischen Lippen als ein Bild frischer Schaffenskraft und Schaffenslust, reich an überraschenden Gedanken, an glänzenden Einfällen und originellen Ideen, sprudelnd von Witz und Humor, welcher durch einen Zusatz von feiner Malice nur noch pikanter wurde«. Doch nach den liebenswürdigen Monaten, in denen sich Gutzkow 1852 mit seltenem Lächeln in seine eigene »Knabenzeit« versenkt hatte, wurde es um ihn wieder trüb und dumpf. Die Sorge um eine vielköpfige Familie, das Bedürfnis nach Reisen, nach einer schrankenloseren Lebenshaltung zwangen ihn bald zur Bereicherung seiner Einkünfte, zu den Tantiemen der Bühne zurück. Verfiel auch das Pathos des historischen Stoffes »Antonio Perez« nicht mehr, durften auch »Lenz und Söhne« auf der Dresdener Bühne nur einmal sich in zerfahrenem, überspanntem Wohltun gebärden, — das moderne Problem der »Ella Rose« wurde beklatscht, deren frauliche Qualen und Sehnsucht später Ibsen in seinen Gestalten schärfer erfassen, plastischer formen sollte.

Nachdem Gutzkow sonst seine Anschauungen in Novellen, in Artikeln zu seiner Zeitschrift und fremden Blättern zersplittert hatte, ballte er 1857 seine dichterischen Kräfte zu mehrjähriger Arbeit, zu seinem zweiten neunbändigen Roman: »Der Zauberer von Rom«. In Vorzug und Schwächen noch ausgeprägter als früher, auch hier durch flüchtige Form¹⁾ verletzend, hatte sich der Protestant Gutzkow zu tiefem Verständnis des Katholizismus gezwungen, sich die wechselnden Schauplätze der Begebenheiten durch neue Reisen nach Westfalen, zum Rhein, nach Italien und Österreich veranschaulicht.

Seine Kraft war erschöpft. Zehn Jahre später verrieten die fünf Bände seines historischen Romans »Hohenschwangau« das Alter, die überwuchernde Freude an der Einzelheit, und seine letzten, stets dreibändigen Werke: »Die Söhne Pestalozzis«, »Fritz Ellrodt« und »Die neuen Serapionsbrüder« heben sich selten

¹⁾ Als Beispiel für eine gedankenlose Stunde der Niederschrift diene: »Ihre Augen waren geschlossen, ihre Blicke lächelten« (1. Ausgabe, V, S. 88). Auch diesem Roman hatten bekannte Persönlichkeiten, wie der Erzbischof von Köln, Droste-Vischering, sein Kaplan Michelis, Fürst Metternich selbst, Modell gestanden.

durch einen funkelnden Gedanken von den seichten Romanen des Tages ab.

Die stete Geldnot, sein eigener Charakter hatten den Dichter zerrieben. Noch schwebte über dem Alternden der klassische Idealismus, der vor der materialistischen Kühle der aufkommenden Naturwissenschaft seine unsterbliche Seele nicht preisgeben wollte. Der Schüler Rousseaus erfreute sich jetzt an der Geschichte, an Ranke, doch sein altes Mißtrauen in sich selbst kehrte sich nach außen, zu Neid, zu lauernder Qual um seinen Ruhm; sein alter Kämpfertrotz zerbröckelte in kleinliches Gezänk, in vorwurfsvolle Briefe, die seine Eitelkeit und seine Lebenssorgen, seine vergräunte Bitterkeit, seine Neigung zum Cliquentum jämmerlich bespiegelten. »Trotz seiner vorwiegenden kalten Verstandesnatur empfand Gutzkow ein tiefes Bedürfnis des Herzens nach Freundschaft und Liebe. Er war selbst zuweilen nicht frei von sentimentalischen Anwandlungen, aber sein krankhaftes Mißtrauen, seine zersetzende Kritik und seine große Reizbarkeit erschwerte ihm und andern das Leben, löste und zerstörte ihm so manches teure Band, wobei er sich selbst das größte Leid zufügte.«

Seit Oktober 1861 in Weimar Generalsekretär bei der Schillerstiftung, verfeindete er sich bald mit dem geschmeidigen Hofmann Dingelstedt, mit dem ganzen Verwaltungsrat und gab nach drei Jahren sein Amt zurück. Von seiner besorgten Familie, seinen Freunden in seiner brütenden Rastlosigkeit beobachtet, suchte er auf einer ziellosen Reise in ausbrechendem Irrsinn den Tod durch mehrere Dolchstiche. Nur verwundet, wurde er nach der Anstalt St. Gilgenberg verbracht¹⁾, doch erst zu Weihnachten 1865 als geheilt an Seele und Leib entlassen. Noch zehn Jahre später sind Spuren des Verfolgungswahnsinns seinen »Rückblicken auf mein Leben«, seiner Streitschrift »Dionysius Longinus« grauenhaft eingeritzt, und ruhelos wechselte der später fast erblindende Dichter seinen Aufenthalt, floh 1873 vor dem umnachtenden Dämon auf weite Reisen. Er starb in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember 1878 in Sachsenhausen bei Frankfurt a. M., erstickt von dem Rauch eines Zimmerbrandes, den der Schlaftrunkene selbst gezündet hatte — — —

¹⁾ Das Nachtleben der menschlichen Seele beleuchten grell die Niederschriften des irren Dichters, die H. H. Houben als »De profundis« in der Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge, 2. Jahrgang, 2. Hälfte, 1914, S. 405 bis 432, veröffentlichte. Die medizinische Seite der Krankheit Gutzkows erörterte C. F. van Vleuten, »Die Leidensjahre K. Gutzkows« im »Literarischen Echo« 1905/06, VIII. S. 1415 bis 1423, 1487 bis 1493.

Dem Menschen Gutzkow hat sein Freund Karl Frenzel nachgerufen: »So steht er geläutert und verklärt vor mir: markig, gedrungen, in Ausdruck und Haltung Wagnut und Plebejer-trotz, das Auge unter dichten Brauen kühn ausschauend, die Hand leicht geballt, wie einer, der ‚scheiternd oder landend seinen Göttern vertraut‘.«

Der jungdeutsche Politiker des vierten Jahrzehnts hat sich selbst den Grabstein gemeißelt:

»Möge man einst von unseren Zeitgenossen sagen: ... Sie hinterließen mehr, als sie empfangen hatten... Im öffentlichen Leben waren sie mißtrauisch, nicht feindselig. Abgewandt dem Staate, der sie nicht alle mit gleicher Liebe zu umfassen schien, wühlten sie doch nicht gegen seinen Bestand. Sie dienten ihm als Freigelassene, die sich gern aus langer Gewöhnung noch Knechte nennen, und brauchten ihr Recht nur, wenn es in Gefahr war, ihnen genommen zu werden. Das Vaterland war ihnen ein verworrener und dennoch heiliger Begriff. Sie hatten Sehnsucht zur Aussöhnung zwischen den Nationen und waren leichtgläubig genug, andere nur nach sich selbst zu beurteilen, vom Nachbarn nur Gutes so zu erwarten, wie sie selbst es ihm wünschten. Lieber als das Vaterland wurde ihnen die Muttersprache. Dieser hingen sie mit jener innigen, unzerstörbaren Liebe an, welche sie für das Vaterland nur in sich hegten, wenn es bedroht wurde, nie aber, wenn die Liebe zu den Seinen die zu den andern verletzt hätte. Ja, dem Entfernten waren sie geneigter als dem Nahen«.....
